

Unwahrscheinlich war das Vokalensemble Polynushka schon seit seiner Gründung im Jahr 2004. Ausgerechnet in der westlichen Großstadt Berlin hatte sich die aus Sankt Petersburg stammende Softwareentwicklerin Polina Proutskova mit der bulgarischen Musikwissenschaftlerin Deniza Popova und einigen anderen an der osteuropäischen Musiktradition Interessierten zusammengetan, um russische und ukrainische Dorflieder vor dem Verschwinden zu retten. Anfangs traf man sich zum Singen in den Wohnungen und diskutierte über die Grenzen der Authentizität bei nachgesungener Volksmusik. Die Gruppe wurde größer, gleich für die erste Albumveröffentlichung gab es 2008 den Preis der deutschen Schallplattenkritik, unterschiedliche Charaktere und Nationalitäten kamen hinzu, auch eine Polin und eine Litauerin, alle brachten Russischkenntnisse, unterschiedlichste Migrationsgeschichten und ihr eigenes Verständnis von Folklore mit.

Lisa Rudi etwa, die wir mit Deniza Popova schon vor der wöchentlichen Polynushka-Probe in einem Café treffen und die auf der russischen Insel Sachalin, nördlich von Japan, aufwuchs, hat die folkloristische Abteilung der dortigen Musikschule besucht. Hier lernte sie die traditionelle russische Musik im Jahreszyklus kennen und Spätfolklore à la „Kalinka“, mit der sie bis heute keine Berührungspunkte hat. Deniza Popova, deren Großvater als Offizier der bulgarischen Armee von sowjetischen Soldaten hingerichtet worden war, ist in dieser Frage strenger. Sowjetische Überarbeitungen von Volksmusik oder Spätfolklore kommen für sie nicht infrage: „Der Sozialismus hat die eigentliche Folklore zerstört“, sagt sie energisch. Worauf Rudi, die Kulturwissenschaften in Hildesheim studiert hat und sich derzeit, wie sie sagt, schämt, Russin zu sein, „ganz ruhig“ sagt und etwas betreten schaut.

Die Volkslieder bei Polynushka sind für Rudi „wie Urlaub – es ist ein Hobby, das nie an Grenzen stößt“. So vieles gebe es noch an historischen Tonaufnahmen oder bei den alten Dorffrauen zu entdecken: ein besonderes Timbre, kleine Hand- oder Tanzbewegungen, phantasievolle Kleidungsstücke. Und Deniza Popova, die seit Jahrzehnten aktiv Feldforschung betreibt, teilt diese Faszination zwar, kann sich aber seit jeher nur schwer mit dem Auftritt in Trachten anfreunden, da diese in Osteuropa häufig mit nationalistischen Tendenzen verbunden seien. Ihr Engagement für Polynushka betrachtet sie auch als „Ausein-

Nur in der Oper sind wir noch wir selbst

Trotz Scham und eines Ausstiegs: Das Vokalensemble Polynushka will nicht aufhören, russische und ukrainische Volkslieder zu singen.



Offenes Matriarchat: Polynushka in seinem Berliner Probenraum Foto Andreas Pein

andersetzung mit Problemen“, die sie mit jeder inszenierten Form von Folklore hat.

In einem sind sich Rudi und Popova einig: Durch den Krieg kommen russisch aussehende Trachten bei öffentlichen Auftritten kaum noch infrage, weil sie falsch verstanden werden könnten – als Statement für eine Identitätsstiftung, die nicht beabsichtigt ist. Polina Proutskova sagt am Telefon: „Das Wesentliche an den Traditionen, mit denen wir uns beschäftigen, ist, dass sie alle lokal sind. Sie sind von Dorf zu

Dorf unterschiedlich. Das Prinzip dahinter aber ist das gleiche. Es gibt keine kulturelle Grenze in dieser Musik.“

Das Ideal des Ensembles aus größtenteils Stadtkindern ist die Dorfgemeinschaft. Es existiert keine starre Organisation in der Gruppe, die bewusst kein Verein ist; es gibt kein Label, keinen Manager oder Produzenten, stattdessen ein sehr forciertes Verständnis von „Demokratie“. Rudi spricht von „Anarchie“, Popova schlägt „Matriarchat“ vor.

Auch Männer finden darin ihren Platz – der aus der Ukraine stammende Ilja Pletner etwa, der noch in seiner Grundschulzeit nach Deutschland kam. Normalerweise habe er recht wenig Kontakt mit seinen „Landsleuten“, sagt er am Telefon, und sei eher mit Deutschen und klassischer Musik aufgewachsen. Doch bei Polynushka, die der Schauspieler und Musiker durch Zufall kennenlernte, habe er eine „Heimat in der Sprache“ gefunden, wie er sich ausdrückt. Und meint dabei die russische, mit der er in der Ukraine aufgewachsen war. Ukrainisch versteht er kaum, sprechen kann er es nicht. Nach der russischen Invasion, die jenen Teil seiner Familie, der noch in der Ukraine lebt, bisher zumindest nicht direkt bedroht, ist es eine neue Erfahrung für ihn, dass beim Singen der Gedanke in ihm aufblitzt: „Das ist die Sprache der Besatzer.“ Er ist stolz auf die Ukrainer und ihr geschlossenes Zusammenstehen. „Das ist das, was in Deutschland fehlt: Die Ukraine ist eine junge Nation, die an etwas glaubt.“

Neuerdings verspürt er die Lust, mehr Ukrainisch zu singen. Doch auch seine Schwierigkeiten mit dem Russischsingen kann er ablegen. Dann genießt er es wieder, laut „wie ein röhrender Hirsch“ Folklore zu singen. Die russische und ukrainische Volksmusik habe etwas sehr Urges, sei „gerade heraus wie eine Glocke“, stark und intensiv „wie eine Naturgewalt“.

Im Café, kurz vor der Probe, sagt Deniza Popova noch: „Wir haben eine schwierige Zeit gerade. Dina, die so viele ukrainische Lieder mit in das Ensemble gebracht hat, singt nicht mehr mit uns.“ Dina Labinska ist die einzige ukrainische Sängerin im Ensemble, deren Familie in Kiew direkt unter Beschuss litt. Neun Geflüchtete nahm sie auf und kam nicht mehr zu den Proben. Russisch zu singen kam für sie nicht mehr infrage, der vom Ensemble vertretene politisch zurückhaltende Ansatz war ihr zu wenig, heißt es. Doch hält sie online Kontakt zu der Gruppe. Seit einigen Tagen ist ihre gesamte Familie in Sicherheit. Sprechen möchte sie darüber momentan nicht – zu viele Emotionen.

Den Rest des Ensembles hat der Krieg paradoxerweise näher zusammengebracht. Zuletzt hatte es sich für Polynushka immer schwieriger gestaltet, Auftritte zu bekommen. Förderanträge wurden reihenweise abgelehnt. Deniza Popova sagt: „Seit Jahren spürte man deutlich, wie stark die Entfremdung von Russland und Osteuropa zunahm, auch in der Wissenschaft, die Zuneigung wurde abgebaut.“ Dann

kam Corona hinzu. Auftritte fielen aus, die Proben wurden weniger. Russland überfiel die Ukraine.

Plötzlich, vielleicht hatte es mit der aufkommenden Sehnsucht nach letzten kulturellen Verbindungen im Krieg zu tun, stieg die Nachfrage. Die Deutsche Oper entdeckte Polynushka für eine Veranstaltung zum Ukrainekrieg, das Vokalensemble trat aus eigener Entscheidung in Trachten auf und harmonisierte so gut wie lange nicht. „In diesem geschützten Raum konnten wir ganz wir selbst sein“, sagt Deniza Popova. Auf der Bühne sprach das Ensemble ausschließlich über seine Musik, nicht über den Krieg. Die Anfragen nahmen zu, sagt Popova, doch das Ensemble wählte sorgfältig aus: Wohlfeile politische Vereinnahmungen kommen nach Jahren der Missachtung nicht infrage. Skeptisch auf die Zukunft blickt Polina Proutskova, die in London ein zweites Folklore-Ensemble gegründet hatte: „Ich weiß nicht, wer in der Zukunft überhaupt noch russische Volksmusik hören wollen würde.“ Würde sie momentan als Sängerin auftreten, würde sie auf der Bühne eine klare Position gegen Russland beziehen, anderes wäre für sie nicht vorstellbar.

Die Probe im „Club Dialog“ in der Nähe des Nettelbeckplatzes in Wedding beginnt pünktlich. Der Probenraum, ein mit Holzdielen ausgelegtes großes Café, liegt zwischen türkischem Kulturverein, einer Moschee und einem Coaching-Center. Immer montags, manchmal auch donnerstags, werden zwei Tische zusammengestellt, Stühle darum gruppiert, Tee, Bier, Süßigkeiten und Zigaretten hingestellt – Musterbild eines ungezwungenen Beisammenseins. An diesem Montag sind fünf Sängerinnen und ein Sänger, Stepan Grecov aus Moldau, erschienen. Doch dann wird es doch gezwungen. Unsere Fragen führen zum ersten Gespräch des Kreises über Politik seit Langem. Die aus Polen stammende Ania Paszkiewicz wird, wie sie sagt, immer wütender auf alles, was mit Politik zu tun hat, und hofft, dass sich die Zivilisation bald wieder durchsetzt. Lisa Rudi sagt: „Es fühlt sich komisch an für mich als Russin, momentan auf der Bühne zu stehen und Russisch zu singen, weil das im Moment offenbar keiner hören will. Und es fühlt sich auch komisch an, auf der Bühne zu stehen und Ukrainisch zu singen. Früher war das für mich eine Annäherung, jetzt fühlt es sich eher wie eine Annaßung an.“

Veronika Massold, die aus der Ukraine stammt – nach dem Einfall der russischen Armee holte sie ihre Patentochter nach

Berlin – sagt: „Man muss trennen zwischen Regierung und Volk, Politik und Kultur, das sind verschiedene Sachen. Wir wollen durch die Politik nicht auseinandergebracht werden.“ Kein Widerspruch aus dem Ensemble, das sich über die Härte des Kriegs keine Illusionen macht. Massold, die als Einzige im Raum fließend Ukrainisch spricht, fährt fort: „Wir können die jetzige Situation nicht ändern, aber wir können miteinander auf der Bühne sein und zeigen: Das trennt uns nicht, was da passiert.“ Ihre Worte „Mehr singen, weniger Krieg“ markieren das Ende der Diskussion. Alle stehen auf und gehen zum Einstimmen im Raum umher, zischend, modulierend. Dann nehmen sich die Ensemblemitglieder bei den Händen, einer gibt reihum den Ton vor, die anderen passen sich an und halten den Gleichklang möglichst lang.

Zurück an den Tischen wird richtig gesungen, sitzend, zum Teil auch stehend, mit Tanzschritten und sparsamen Gesten, mitschwingend und -wiegend, mal mit geschlossenen Augen, mal den Kopf konzentriert in die Hand gestützt. Die Bandbreite des Repertoires ist enorm: Neben russischen und ukrainischen Volksliedern verschwimmen die Grenzen zu Weißrussland und den Altgläubigen in Rumänien. Technik und Dialekt werden dabei jeweils von den Originalaufnahmen übernommen, aber mit dem eigenem Timbre verbunden. Rituell wird in waghalsigen Tonspürungen der Winter ausgetrieben. Hochzeits- und Trauergesänge mischen sich mit lyrischen und Tanzliedern, selbst geistliche Verse werden angestimmt.

„Polynushka“, der Name des Ensembles, stammt aus einem Lied über das „Wermutkraut“. Es sei „bitterer als der Zarendienst“, heißt es in dem Text der Ural-Kosaken, und weiter: „Für den Zarendienst gab es keine Freiwilligen. / Die Freiwilligen waren alle nur Oberste. / Die Obersten sangen ein Lied. / Und die Unfreiwilligen weinten.“ Es ist spät geworden, alles scheint sich schon aufzulösen, da stimmt Stepan Grecov das „Lied vom pfeifenden Pferd“ an, einen rituellen Gesang, der der Abwehr von allem dient, was das Leben bedroht. Niemand weiß, wie genau die Sänger von Polynushka über die magische Kraft der Musik denken. Doch allein die Unwahrscheinlichkeit dieses russisch-ukrainisch-osteuropäischen Ensembles, das auch nach den neuesten Gräußerichten nicht aufhört, gemeinsam alte Lieder zu singen, scheint beharrlich in eine andere, bessere Zukunft lenken zu wollen. UWE EBBINGHAUS